

Journalisten in der DDR

Eine Kollektivbiografie

Michael Meyen / Anke Fiedler

Die Studie fragt nach Herkunft und Ausbildung, nach Karrierestationen, Arbeitsbedingungen und dem Selbstverständnis von Journalisten in der DDR. Mit Hilfe von Memoiren und anderen biografischen Veröffentlichungen sowie über Leitfadeninterviews wurden dafür 121 Lebensläufe rekonstruiert. Auswahlkriterien (Position, Vielfalt, Vollständigkeit, Generation) und Auswertung orientierten sich an der Theorie des journalistischen Feldes nach Bourdieu. Die Quellen zeigen, dass der Journalismus in der DDR Teil des politischen Feldes und direkt an den Machtpol angebunden war. Das Gewicht der politischen Logik wurde durch die Herkunft der beiden dominierenden Generationen noch verstärkt. Während die Gründergeneration in der Arbeiterpresse der Weimarer Republik sozialisiert wurde, kam die Aufbaugeneration vor allem mit dem Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung in die Redaktionen und entwickelte ein Selbstverständnis als Anwalt des Sozialismus und als Lehrer. Der Verzicht auf ein Feld, das Informationen nach professionellen Kriterien verarbeitet, führte dazu, dass die Anleitung der Medien immer rigider wurde und für die nachrückenden Generationen auch deshalb schwerer zu ertragen war, weil sie ein anderes Verhältnis zur DDR und eine bessere handwerkliche Ausbildung mitbrachten.

Schlagwörter: DDR, Journalismus, Bourdieu, Leitfadeninterviews, Kollektivbiografie

1. Einleitung

In diesem Beitrag wird eine Berufsgruppe porträtiert, mit der die Kommunikationswissenschaft bereits abgeschlossen hat. Nachdem in der Öffentlichkeit an die „Selbstreinigungskräfte des Journalismus“ appelliert und gefordert worden war, auf SED-Kader zu verzichten (vgl. Bachmann 1995: 394), und nachdem schätzungsweise jeder zweite DDR-Journalist den Beruf verlassen hatte (Boyer 2005: 195), protokollierte die Forschung im Osten Deutschlands schon in den frühen 1990er Jahren ähnliche Einstellungen und Ziele wie bei Kollegen, die in der Bundesrepublik sozialisiert worden waren (vgl. Schneider et al. 1993; Weischenberg et al. 1994). In diese Zeit fallen auch einige journalistisch motivierte Bücher, in denen DDR-Journalisten über ihre Erfahrungen sprechen konnten (vgl. Schubert 1992, Spielhagen 1993, Steul 1996), sowie Studien, die neue Begriffe für Lenins Journalismus-Formel („kollektiver Propagandist, Agitator und Organisator“) prägten und damit zugleich das zementierten, was man in der Bundesrepublik schon vor 1989 zu wissen glaubte (vgl. Holzweißig 1985, Blaum 1985): In der DDR waren Journalisten „Wasserträger des Regimes“ (Reck 1996), „Weiterleiter“ (Pannen 1992) oder „willfährige Propagandisten“ (Kluge et al. 1997). Anschließend wurde die Vergangenheit fast nur noch gestreift, wenn es um den Strukturwandel des Mediensystems nach der Wende ging (vgl. Schneider/Stürzebecher 1999, Schneider et al. 2000, Reichert 2000). Zwei Ausnahmen: ein Sammelband über „Journalisten und Journalismus in der DDR“, der allerdings keine Berufsgeschichte bietet, sondern drei Fallstudien (über den Journalistenverband VDJ, über Westkorrespondenten und über Schnitzlers „Schwarzen Kanal“, vgl. Wilke 2007), sowie eine ethnografische Studie, bei der zwar etwa 100 ehemalige DDR-Journalisten befragt wurden, die aber den sozialwissenschaftlichen Methoden-

standards nicht genügt und hierzulande vielleicht auch deshalb kaum wahrgenommen wurde (vgl. Boyer 2005).

Dass die deutsche Kommunikationswissenschaft das Thema Memoirenschreibern überlassen hat (vgl. exemplarisch Fensch 2003, Feldmann 2006), ist aus drei Gründen bedauerlich. Erstens beschäftigen vor allem die ostdeutschen Regionalzeitungen sowie die Landesrundfunkanstalten MDR und RBB nach wie vor Redakteure, die ihr Handwerk in der DDR gelernt haben. Zweitens ist auch das Publikum von damals nicht einfach verschwunden. Wenn es stimmt, „dass die Propaganda der SED für eine bestimmte Zeit die Vorstellungswelt, das Lebensgefühl und das Weltbild großer Teile der Bevölkerung beeinflussen konnte“ (Malycha/Winters 2009: 11) und dass Ostdeutsche auch deshalb bis heute anders Medien nutzen als Westdeutsche (vgl. Jandura/Meyen 2010), dann ist die Frage nach den Journalisten nicht mehr weit – nach ihrer Herkunft, ihrer Ausbildung und ihren Zielen, nach den Arbeitsbedingungen und nach der Atmosphäre in den Redaktionen. Welches Bild hatten DDR-Journalisten von ihrem Beruf, von ihrem Publikum und von ihren Einflussmöglichkeiten? Wie haben sie Anleitung und Kontrolle im Alltag erlebt und wann sind sie zufrieden nach Hause gegangen? Was musste man können, um Karriere zu machen?

Dass die Literatur diese Fragen bisher nicht beantwortet, führt zum dritten Grund für den vorliegenden Aufsatz. Obwohl niemand bezweifelt, dass der Herrschaftsanspruch der SED „ausschließlich ideologisch begründet“ wurde (Malycha/Winters 2009: 11), gibt es auch 20 Jahre nach der Vereinigung keine Geschichte des Journalismus in der DDR – keine systematische Studie über diejenigen, die die Ideologie für den Tag übersetzt und unter die Leute gebracht haben. Das Wissen zum Thema stützt sich auf eine mehr als wacklige Quellenbasis. Angelika Holterman (1999) zum Beispiel konstruierte mit Hilfe von sieben (!) Fällen eine Typologie der DDR-Journalisten. Stefan Pannen (1992) hat zwar deutlich mehr Zeitzeugen befragt (22), dann aber in erster Linie Romane ausgewertet. Genau wie bei Pannen wird auch in den erwähnten Interviewbüchern nicht klar, nach welchen Kriterien die Befragten jeweils ausgewählt wurden. Verallgemeinerungen sind auch deshalb nicht möglich, weil alle Materialsammler mit Misstrauen und Absagen zu kämpfen hatten. Christiane Schubert (1992: 13) begründete dies mit dem „Überlebenskampf“ auf dem Arbeitsmarkt sowie mit der Annahme, dass Westdeutsche ohnehin nicht verstehen könnten oder wollten, wie die DDR funktioniert habe. Um solche Hürden abzubauen, anonymisierte der US-Ethnologe Boyer alle Interviewauszüge (zumal es dort auch um die Veränderungen nach 1989 und Parallelen zum aktuellen Arbeitgeber ging). Selbst ihm, dem Fremden, der auf englisch für ein Spezialpublikum veröffentlicht, gelang es aber nicht, einen Verantwortlichen aus der SED-Agitationsbürokratie zu sprechen (Boyer 2005: 146, 150).

Dass sich einige Spitzenjournalisten selbst geäußert haben, ist kein Ersatz. Werden Autobiografien ohnehin immer auch geschrieben, um das eigene Tun zu legitimieren (vgl. Wilke 2011), kämpfen DDR-Eliten nicht nur um ihren Platz in der Geschichte, sondern zugleich gegen ein Meinungsklima, das ihnen am liebsten das Wort verbieten würde. Harri Czepuck, in der Ulbricht-Ära stellvertretender Chefredakteur des SED-Zentralorgans „Neues Deutschland“ (ND) und unter Honecker dann abgeschoben auf den VDJ-Vorsitz, nahm sich zum Beispiel ausdrücklich vor, ein „alternatives“ DDR-Bild zu entwerfen. Er beklagte, dass sich DDR-Bürger entschuldigen müssten, „nicht zwischen Ostfriesland und Oberbayern gelebt“ zu haben, und dass die Geschichtsschreibung auf alle Zeugen verzichte, die sich nicht dem Zeitgeist unterwerfen würden (Czepuck 1999: 8, 32f.). Was der Leser dann findet, ist fast folgerichtig: ein Lob auf die Sozialismus-Idee, Klassenkampfrhetorik und Kritik an der Bundesrepublik. Solche

Chronisten können natürlich über Interna berichten (Czepuck etwa über Ulbrichts Verhältnis zur ND-Redaktion), aber keine Journalismusgeschichte ersetzen.

Der vorliegende Aufsatz hat den Anspruch, diese Forschungslücke zu füllen. Die Studie stützt sich auf die Theorie des journalistischen Feldes sowie auf 121 Lebensläufe, die auf zwei Wegen rekonstruiert wurden. Zum einen wurden Autobiografien und andere biografische Materialien genutzt (Gesprächs- und Statementsammlungen sowie Lexika), und zum anderen haben die Autoren 31 führende Journalisten 2009/10 persönlich zu ihrer Arbeit in der DDR befragt. Während der Memoirenschreiber selbst bestimmt, was er überhaupt erwähnt und wie er das dann ausschmückt, wurden diese Interviews von außen angestoßen und mit Leitfäden strukturiert, die nicht nur einem theoretischen Konzept folgten, sondern auch alles aufnahmen, was vorab bekannt sein konnte. Beide Quellen wurden mit Hilfe des gleichen Kategoriensystems ausgewertet. Kapitel 2 diskutiert den theoretischen Hintergrund, das Auswahlverfahren und den Wert des Materials. Der Ergebnisteil behandelt zunächst die Generationen (unter 3.) und anschließend die Strukturen im journalistischen Feld der DDR sowie den Habitus der Akteure, die dort gearbeitet haben (unter 4.).

2. Untersuchungsdesign: Theoretischer Hintergrund, Quellen und Auswertung

Kollektivbiografien stützen sich in der Regel auf große Datensammlungen, die quantitativ ausgewertet und auf eine Art „Norm“ verdichtet werden: Wie alt war der „typische“ Journalist als Berufsanfänger, welche Qualifikation hat er mitgebracht und welche Familienverhältnisse, wann wurde er Abteilungsleiter und wie viel hat er verdient? Wie sah dies 1950 aus, wie 1965 und wie 1980? Solche Durchschnittswerte helfen dann, individuelle Lebensläufe einzuordnen und zu bewerten (vgl. Arendes/Buchstein 2004: 10-12). Dass hier von diesem Vorgehen abgewichen wird, hat zwei Gründe. Erstens gibt es (noch) keine Quelle, die solche Fragen für viele DDR-Journalisten beantwortet. Und zweitens geht es bei einer Kollektivbiografie immer auch darum, die Wurzeln von Einstellungen und Verhaltensweisen freizulegen (vgl. Jones 2001) – jenseits quantifizierbarer Daten. Was waren das für Menschen, die in der DDR in den Journalismus gegangen sind, und was unterscheidet sie von den jungen Leuten, die heute „irgendwas mit Medien“ machen wollen?

Wo Statistiken scheitern, helfen auch Interviews und biografische Quellen nur bedingt weiter – weil sie nur von wenigen (oft herausgehobenen) Personen vorliegen, weil sie nicht alle Fragen beantworten und von den gerade aktuellen Interessen bestimmt werden. Wer auch nach dem Mauerfall Erfolg hatte, wird sein Leben anders beschreiben als jemand, der mit sich und der Welt nicht (mehr) im Reinen ist. Um die Schwierigkeiten bei der Nutzung biografischer Quellen nur mit einem Argument zu illustrieren: Da die DDR heute anders bewertet wird als vor 1989 und da das Meinungsklima zu diesem Thema seitdem mehrere Konjunkturen durchlaufen hat, dürfte der Rückblick in den frühen 1990er Jahren (als die Ostdeutschen bereit waren, „in jeder Hinsicht Bundesbürger zu werden“) anders ausgefallen sein als heute, wo „im Osten eine DDR-Identität“ gewachsen ist und DDR-Produkte ein Comeback erleben (Mählert 2009: 7f.).

2.1 Theorie des journalistischen Feldes

Die Suche nach biografischem Material, die Produktion neuer Quellen (über Interviews) und die Auswertung des Materials wurde von Kategorien geleitet, die sich aus der Theorie des journalistischen Feldes ableiten lassen (vgl. Hanitzsch 2007, Meyen 2009). Diese Theorie geht mit Bourdieu davon aus, dass es in der Gesellschaft „relativ autonome

Räume“ (Felder) gibt, die nach „eigenen Gesetzen“ arbeiten (Logik des Feldes) und in denen jeweils auch ausgekämpft wird, welche Voraussetzungen man für den Eintritt in das Feld mitbringen muss und wie Reputation erlangt werden kann. Auf den ersten Blick mag es verwunderlich wirken, den Feldbegriff ausgerechnet auf den Journalismus in der DDR anzuwenden, der Haupteinwand lässt sich aber mit Bourdieu in ein Forschungsproblem umformulieren. Da die „objektiven Beziehungen zwischen den Akteuren“ in jedem sozialen Feld den Spielraum von Personen oder Institutionen bestimmen (vgl. Bourdieu 1998: 17–25), werden der Grad der Autonomie und die Beziehungen zur Politik genau wie die Akteure, die Hierarchien und die Logik des Feldes zum Untersuchungsgegenstand: Welche Akteure haben mitgespielt, wer hatte wem etwas zu sagen und welches Kapital war nötig, um aufsteigen zu können? Das Kapitalkonzept hat Bourdieu (1987) eingeführt, um den Handlungsspielraum messen zu können. Es ist bekannt, dass er vier Kapitalformen unterscheidet: ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital (Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen), soziales Kapital (Beziehungen zu anderen Akteuren) und symbolisches Kapital (Reputation). Da der Geldbesitz in den DDR-Medien kaum eine Rolle gespielt haben dürfte und da dort auch nicht wie im journalistischen Feld der Gegenwart um Exklusivnachrichten gekämpft wurde (die wiederum in erster Linie Personal, Kontakte und Recherchequalitäten erfordern, vgl. Meyen 2009), ist danach zu fragen, welche Kapitalmischung damals den größten Erfolg versprach.

Dies ist auch deshalb interessant, weil die soziale Position (der eigene Kapitalbesitz im Vergleich zu anderen) zugleich den Habitus bestimmt. Der Habitus ist bei Bourdieu nicht angeboren, sondern speist sich aus den Erfahrungen, die ein Mensch macht. Diese (individuellen und kollektiven) Erfahrungen führen zu „Systemen dauerhafter Dispositionen“, die als „strukturierende Strukturen“ wirken (Bourdieu 1976: 165). Das Habitus-Konzept ist Bourdieus Versuch, den Antagonismus von Struktur und Handlung zu überwinden, und erlaubt so nicht nur, die Arbeit von Journalisten in unterschiedlichen historischen Kontexten zu untersuchen (weil sie in einer der großen, systematischen Gesellschaftstheorien verortet werden kann), sondern bietet zugleich einen Link zwischen der Sozialisation und dem Rollenselbstverständnis auf der einen Seite sowie den Strukturen des jeweiligen journalistischen Feldes und des sozialen Raumes insgesamt auf der anderen Seite. Weitgehend unbemerkt von den Akteuren generiert der Habitus ein Verhalten, das der Logik des Feldes entspricht, ihnen (den Akteuren) deshalb als „vernünftig“ erscheint und in biografischen Äußerungen folglich ohne größere Hemmungen dokumentiert wird – erst recht, wenn man für Menschen schreibt, die die Logik ebenfalls verinnerlicht haben (was bei Memoiren oft der Fall sein dürfte), oder wenn man (wie in dieser Studie) mit Interviewern spricht, die sich im Feld auskennen. Um konkrete Praxisformen (etwa die Arbeit als Redakteur und das Selbstverständnis als Journalist) beschreiben und untersuchen zu können, hat Bourdieu den Habitus analytisch geteilt – in ein *opus operatum* und einen *modus operandi*. Der *modus operandi* (wie und warum man handelt) wird dabei durch das *opus operatum* definiert, durch die persönliche Lebensgeschichte, die sich an Dispositionen festmachen lässt, an der Sozialisation und an der Lebenssituation. Wie bereits angedeutet, bieten sich für die Operationalisierung beider Habitusbestandteile neben soziodemografischen Variablen (Alter, Geschlecht, Herkunft, Familie, außerberufliche Aktivitäten) die Begriffe an, die in der Journalismusforschung genutzt werden: Ausbildung und Berufszufriedenheit (Habitus als *opus operatum*) sowie das journalistische Selbstverständnis (Habitus als *modus operandi*), das über Arbeitsziele und Wirkungsvorstellungen erhoben werden kann, über die Tätigkeiten, ethische Prinzipien und das Publikumsbild (vgl. Meyen 2009, Weischenberg et al. 2006).

2.2 Auswahlkriterien

Aus diesem Hintergrund ergeben sich die drei Auswahlkriterien Position im Feld, thematische Vielfalt (nicht nur Politik, sondern auch Kultur oder Sport) und Vollständigkeit (möglichst alle Teile des Feldes) – gebrochen durch die Verfügbarkeit von biografischem Material sowie (bei den Interviews) durch die Bereitschaft und die Fähigkeit, ein längeres Gespräch durchzustehen. Als die Interviewserie im Sommer 2009 begann, waren wichtige Protagonisten bereits schwer krank oder tot. Dazu kam als viertes Kriterium das Geburtsjahr. Der Habitus wird nicht nur in einem bestimmten Feld geprägt, sondern auch durch die Generationszugehörigkeit (vgl. Mannheim 1928). Begreift man Generationen als „Schicksalsgemeinschaften Gleichaltriger“ (Ehmig 2000: 14-16), die meist in der späten Jugend eine historisch einmalige Situation erlebt haben und dadurch für ihr weiteres Leben geprägt wurden (vgl. Bude 2005), dann lassen sich in der DDR fünf Generationen unterscheiden (vgl. Schüle et al. 2006):

- die Gründergeneration, die in der Weimarer Republik erwachsen wurde und dort auch eine bestimmte Vorstellung von Medien und Journalismus bekam;
- die Aufbaugeneration, geboren in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren;
- die Generation der Hineingeborenen – die Kinder der Aufbaugeneration, zur Welt gekommen in den 1950er und 1960er Jahren;
- eine Zwischengeneration – geboren in den 1940er Jahren, nicht mehr an die „Alten“ gebunden wie die Aufbaugeneration, aber auch nicht zum radikalen Bruch mit dem Experiment DDR bereit wie die Hineingeborenen, und
- die Mauerfallkinder, um 1975 geboren.

Der Blick auf dieses Generationengefüge hilft in erster Linie zu verstehen, warum die DDR von der Aufbaugeneration getragen wurde – von Menschen, die durch die Hitlerjugend gegangen waren, durch den Eintritt in die FDJ auf die Seite des Siegers kamen und sich in einem „kollektiven Bildungsroman“ für die entleerten Führungsetagen qualifizierten. Diese Erfahrung war für die nächsten Generationen nicht wiederholbar, da die neuen Eliten wie eine „Bleiplatte“ auf der Gesellschaft lagen. Folgerichtig flohen und demonstrierten 1989 vor allem die Hineingeborenen (Niethammer 1994; vgl. Schüle et al. 2006). Es ist zwar unwahrscheinlich, dass Systemgegner in der DDR Journalisten geworden sind, zumindest die Aufstiegschancen dürften aber auch vom Geburtsjahrgang beeinflusst worden sein. Bei der Rekonstruktion von Lebensläufen wurde deshalb versucht, das Generationenspektrum möglichst breit abzudecken.

2.3 Interviews mit Journalisten

Da biografisches Material vor allem von Personen vorliegt, die ihr Arbeitsleben abgeschlossen haben und einer größeren Öffentlichkeit bekannt sind, wurden DDR-Journalisten persönlich befragt. Die höchste Rekrutierungshürde war auch 2009/10 das Misstrauen gegenüber jeder Art von DDR-Forschung. Vor allem bei den früheren SED-Mitgliedern regierte die Angst vor Vorverurteilung – genährt durch entsprechende Erfahrungen nach 1990. Brigitte Zimmermann, 1983 bis 1991 Chefredakteurin der „Wochenpost“, berichtete zum Beispiel, dass sie von Roland Reck enttäuscht worden sei, obwohl er für seine Dissertation sogar persönliches Material bekommen habe (vgl. Reck 1996). Dass allen Vorbehalten zum Trotz 31 Gespräche zustande kamen,¹ kann man mit

1 Die Interviewpartner: Günter Schabowski (ND, SED-Politbüro), Hans Modrow (Abteilung Agitation), Ralf Bachmann (Presseamt, ADN), Manfred Quiring („Berliner Zeitung“, ADN), Gerhard Kirsch (Presseamt), Wolfgang Tiedke (Sektion Journalistik, „Leipziger Volkszeitung“)

dem Faktor Zeit begründen. 20 Jahre nach dem Mauerfall ist der Statusverlust verdaut, der Legitimationsdruck gesunken und die Notwendigkeit entfallen, sich auf dem Arbeitsmarkt behaupten zu müssen. Außerdem dürften nicht wenige der Journalisten die Anfrage als letzte Gelegenheit gesehen haben, sich (noch einmal) zu ihrem Tun in der DDR zu äußern. Dazu kamen die intakten Netzwerke der alten Medien-Eliten. Einige Redakteure des CDU-Zentralorgans „Neue Zeit“ treffen sich regelmäßig am Stammtisch des früheren Parteivorstands, und ND-Sportchef Klaus Huhn verlängert die Gespräche mit den Mitstreitern von damals sogar bis in seine Bücher (vgl. Huhn 2009). Diese Beziehungen erklären, dass Günter Böhme, von 1967 bis 1972 für das ND in Bonn und ab 1980 „bei Joachim Herrmann (dem SED-Agitationssekretär) der Mann für das ND“, längst von dem Projekt gehört hatte, als sich die Interviewer im April 2010 bei ihm meldeten, und warum Arnolf Kriener, ein Vierteljahrhundert Chefredakteur der „Neuen Deutschen Bauernzeitung“ und ab 1985 in der Agitationskommission beim ZK der SED für Landwirtschaft zuständig, sogar schon wusste, dass er am Ende ein Buch geschenkt bekommen würde.

Eine solche Vernetzung hat Vorteile (am Ende vieler Gespräche wurde darüber nachgedacht, wer noch etwas beisteuern könnte und wie diese Person zu erreichen sei), aber natürlich auch Nachteile. Zum einen erzeugen Empfehlungen eine gewisse Verpflichtung (wenn der Genannte auf den Anruf wartet), und zum anderen besteht die Gefahr, dass die Zeitzeugen eine Gruppen-Fiktion präsentieren – das, worauf sich die jeweilige Community in 20 Jahren gemeinsamer Aufarbeitung geeinigt hat und woran sie sich gern erinnern möchte. Solche Zweifel lassen sich erstens empirisch widerlegen, und zweitens wäre es ohne Netzwerke nicht möglich gewesen, so viele Zeitzeugen zu finden und dann noch zu einem Gespräch zu überreden. Am Anfang standen dabei in der Regel „Gatekeeper“: Ex-CDU-Chef Gerald Götting hatte zum Beispiel die Telefonnummer von seinem Vorstandskollegen Gerhard Fischer, der dann wiederum den Kontakt zu Journalisten der Partei vermittelte. Die meisten Befragten hatten sich auf das Gespräch vorbereitet. Viele brachten Material mit (Zeitungsexemplare, Briefe und Aktenauszüge, Bilder) oder wie Hans Modrow (1971 bis 1973 Leiter der Abteilung Agitation im ZK der SED) und Gerhard Kirsch, in den 1960er Jahren Mitarbeiter des Presseamts, sogar ausgearbeitete Statements. Die Erinnerungen waren bei allen erstaunlich frisch – erleichtert sicher durch die Zeit zwischen Anfrage und Termin, den Austausch mit Gleichgesinnten sowie durch Interviewer, die nicht angeklagt haben und durch Akten- und Literaturkenntnis sowohl stimulierend als auch kontrollierend waren. Die Gespräche wurden mit einem Tonband aufgezeichnet, transkribiert und den Befragten zur Autorisierung vorgelegt.

tung“), Arnolf Kriener, Eberhard Heinrich, Günter Böhme (alle ND und SED-Agitationskommission), Werner Mücke, Klaus Huhn, Irmtraud Gutsche (alle ND), Horst Pehnert, Klaus Raddatz, Brigitte Zimmermann, Hans-Dieter Schütt, Volker Kluge, Ingrid Kirschey-Feix (alle „Junge Welt“), Gerald Götting, Gerhard Fischer, Hans Joachim Koppe, Peter Mugay (alle CDU), Manfred Bogisch, Werner Fahlenkamp, Christoph Funke, Joachim Kirmis (alle LDPD), Heinz Florian Oertel, Gottfried Weise, Axel Kaspar, Angelika Unterlauf (alle TV) und ein anderer Radio-Nachrichtenredakteur.

2.4 Material und Auswertung

Das „Kollektiv“ der Biografie, die hier präsentiert wird, besteht aus 121 Personen:

- *Alter*: zwei vor 1900 geboren, acht zwischen 1900 und 1910, 13 zwischen 1911 und 1920, 28 zwischen 1921 und 1930, 32 zwischen 1931 und 1940, 15 zwischen 1941 und 1950 und 23 jünger,
- *Geschlecht*: 99 Männer und 22 Frauen,
- *Medien*: 77 Pressejournalisten (65 bei Tageszeitungen und zwölf in Zeitschriftenredaktionen), 13 vom Hörfunk, 26 vom Fernsehen und fünf von Agenturen oder vom Film,
- *Position*: 73 Journalisten, die stellvertretender Chefredakteur oder Chefredakteur waren, und 48 „einfache“ Redakteure,
- *Karrieren außerhalb der Medien*: 46 Journalisten, die (wenigstens zwischenzeitlich) auch im Apparat gearbeitet haben (in einer Partei, in Agitationsabteilungen, in Ministerien).

Die starke Präsenz von Führungskräften (und damit auch von Männern) ist keine Schwäche des Materials (die leicht mit der Quellenlage entschuldigt werden könnte), sondern eher eine Stärke. Am Machtpol sind das Qualifikationsniveau, das Reflexionsvermögen und der Überblick normalerweise am größten, und am Machtpol werden die Regeln gemacht, die im Redaktionsalltag gelten, die Produkte prägen und den Rahmen für den beruflichen Aufstieg setzen. Eliten sind außerdem Erfolgsmodelle. An wem sollte sich der Aufsteiger orientieren, wenn nicht an Menschen, die es geschafft haben? In der DDR dürften die Zentralorgane dabei auf die Regionalpresse ausgestrahlt haben, weil die „besten Journalisten“ in Berlin arbeiteten (Günter Schabowski im Interview über das ND) und weil ein Leitungsposten dort zugleich Durchgangsstation auf dem Weg in die Parteispitze oder wenigstens in den Agitationsapparat war.

Um die Feldstrukturen und den praktischen Sinn zu verstehen, den die Journalisten mit ihrer Arbeit verbunden haben, wurden für die Interviews und das biografische Material folgende Auswertungskategorien entwickelt:

- *Lebenslauf und Karriere*: Habitus als opus operatum (Geschlecht, Geburtsjahr, Herkunft, Ausbildung, Berufsstationen im Journalismus und außerhalb, Familiensituation, Leben nach 1989), individueller Kapitalbesitz;
- *Arbeitsbedingungen*: Logik des journalistischen Feldes (Autonomie: Vorgaben in der Redaktion und durch die Herausgeber; Image des Berufs), Position im Feld (Ressourcen, Arbeitszeiten, Verhältnis zu den Kollegen und zu den Lenkungsinstanzen);
- *Arbeitsalltag und Selbstverständnis*: Habitus als modus operandi (Tätigkeiten, Arbeitsziele, Publikumbild, Wirkungsvorstellungen, Medienethik, Einstellung zur DDR).

Die Einzelporträts, die auf dieser Basis entstanden sind, wurden anschließend verglichen – mit dem Ziel, die Feldstrukturen und den Habitus von DDR-Journalisten genauso herauszuarbeiten wie mögliche Unterschiede (etwa zwischen Generationen).

3. Ergebnisse I: Generationen

3.1 Die Gründergeneration

Die Gründergeneration im DDR-Journalismus wurde durch die (politische) Sozialisation in der KPD (manche auch in der SPD) und journalistische Erfahrungen in der Parteipresse der Weimarer Republik oder dann im Ausland geprägt. Werner Eberlein, 1919 in eine kommunistische Familie hineingeboren, 1934 in die Sowjetunion emigriert, dort acht Jahre nach Sibirien verbannt und dann unter anderem in den späten 1950er Jahren

ND-Wirtschaftschef, dürfte zu den allerjüngsten Vertretern gehören. Die meisten Gründer, die wie Eberlein schon in der sowjetischen Besatzungszone und dann auch in der frühen DDR sehr schnell die Spitzenpositionen in den Medien besetzten und dabei häufig den Arbeitsplatz wechselten, gehören zu den Geburtsjahrgängen zwischen 1900 und 1915. Dass zu den Generationsmerkmalen auch eine vergleichsweise geringe Formalbildung gehört, wird verständlich, wenn man sich die drei Rekrutierungsmilieus anschaut. Die Quellen erlauben dabei zwar keine Angaben über Größenordnungen (da sie nicht repräsentativ sind), die Reihenfolge im Text transportiert aber eine entsprechende Vermutung. An erster Stelle stehen Arbeiterkinder, die (oft durch ihre Eltern) sehr früh Kontakt zu Arbeiterorganisationen hatten und dann qua Talent oder wegen einer branchennahen Ausbildung (Drucker, Buch- oder Zeitungshändler) in einer Redaktion mitarbeiteten. Zu dieser Gruppe gehören neben Eberlein unter anderem

- Hans Mahle, 1911 als Sohn des späteren KPD-Mitgründers Adolf Mahlmann geboren, 1945 mit der Gruppe Ulbricht aus Moskau zurückgekommen, schnell zum Chef des Rundfunks aufgestiegen und nach einem Karriereknick Chefredakteur der „Schweriner Volkszeitung“ sowie des SEW-Blattes „Die Wahrheit“,
- Paula Acker (1913), ab 1931 KPD-Mitglied, 1936 wegen illegaler Parteiarbeit verhaftet und in der DDR dann unter anderem Chefredakteurin der „Lausitzer Rundschau“ sowie Mitglied der Agitationskommission beim Politbüro des ZK der SED (1956 bis 1978),
- Emil Dusiska (1914), früh Bildungsobmann der Sozialistischen Arbeiterjugend, dann wie Acker in der Illegalität, wie sie auch in der Agitationskommission (ab 1955, hier nach fünf Jahren ND) und 1967 bis 1979 Chef der Leipziger Journalistenausbildung; und nicht zuletzt
- Horst Sindermann (1915), der ab 1929 für den Kommunistischen Jugendverband arbeitete, das Dritte Reich im Zuchthaus und im KZ überlebte, in der DDR nach mehreren Regionalblättern die ZK-Abteilung Agitation und Propaganda leitete und schließlich Politbüromitglied und Volkskammerpräsident wurde.

Die zweite Gruppe der Gründergeneration hat ähnliche Karrierestationen durchlaufen, aber einen bürgerlichen (und dabei nicht selten jüdischen) Familienhintergrund. Die Herkunft erklärt, warum hier eine akademische Ausbildung wahrscheinlicher (aber keineswegs die Regel) ist. Die Begeisterung für die kommunistische Bewegung begann bei diesen Überläufern in der frühen Jugend – ausgelöst zum Beispiel durch ein linksliberales Umfeld und die Jugendbewegung, wie bei Karl-Heinz Gerstner (geboren 1912), der als Sohn von Karl Ritter (Referatsleiter im Auswärtigen Amt) standesgemäß ein Gymnasium mit „Kurfürstendammpublikum“ besuchte und als Jurastudent 1931 trotzdem in den Roten Studentenbund eintrat (vgl. Gerstner 1999). Zu dieser zweiten Journalistengruppe gehören neben Gerhart Eisler (Sohn eines jüdischen Wiener Philosophen, vgl. Friedmann 2007) und den ND-Chefredakteuren Lex Ende, Rudolf Herrnstadt und Hermann Axen unter anderem

- Gerhard Kegel (1907), ein Bankkaufmann, der für die „Breslauer Neuesten Nachrichten“ arbeitete, Jura studierte, die Sozialistische Studentenschaft gründete, 1931 in die KPD eintrat und in der DDR dann nicht nur die „Berliner Zeitung“ leitete (1949 als Chefredakteur), sondern auch Mitglied der Agitationskommission wurde, und
- Hermann Budzislawski (1901), Knabenschüler der Jüdischen Gemeinde Berlin, promovierter Nationalökonom und „Weltbühne“-Autor, der am Ende der Weimarer Zeit Kontakt zu Walter Ulbricht hatte und nach einer Exil-Odyssee die Leipziger Journalistenausbildung aufbaute.

Budzislawski markiert fast schon den Übergang zu einer dritten (vergleichsweise kleinen) Gruppe innerhalb der Gründergeneration – zu jenen Intellektuellen, die erst später, in der Kriegsgefangenschaft, die Seiten wechselten, wie der SA- und NSDAP-Mann Günter Kertzscher (1913), der 1941 in Leipzig promoviert hatte, bevor er über das Nationalkomitee Freies Deutschland zum Chefredakteur der „Berliner Zeitung“ (1949 bis 1955) und zum stellvertretenden ND-Chef (1955 bis 1983) wurde, oder Gerhard Dengler (1919), promovierter Zeitungswissenschaftler (Doktorvater: Emil Dovifat), der es auf dem gleichen Weg ebenfalls zum Chefredakteur („Leipziger Volkszeitung“) und zum ersten ND-Korrespondenten in Bonn brachte (1954 bis 1958, vgl. Dengler 1989).

Von solchen Ausnahmen abgesehen, wurde der Habitus der Gründergeneration nicht an der Universität geprägt, sondern in den Parteischulen der KPD und vor allem in den Redaktionen der Arbeiterblätter – in einem journalistischen Feld, in dem die eigenen Produkte der auflagenstarken Konkurrenz hoffnungslos unterlegen waren, in dem kommunistische Journalisten mit Gerichtsverfahren, Haftstrafen und Verboten rechnen mussten und wo es nicht in erster Linie darum ging, Informationen zu veröffentlichen oder gar zu unterhalten (weil das ohnehin die bürgerlichen Blätter taten), sondern Abonnenten zu werben und für die Parteiarbeit zu motivieren, die (wechselnde) Linie der jeweiligen Parteileitung zu vertreten und sich als Funktionär zu bewähren. Der Rabbinersohn Albert Norden (Jahrgang 1904), der das Gymnasium ohne Abschluss verließ, in der KPD aktiv war und nach der Emigration in den innersten Führungszirkel gelangte (Agitationssekretär und Politbüromitglied), singt in seinen Memoiren folgerichtig ein Loblied auf den Redakteur, der seinen Parteichef (hier: Ernst Thälmann) bewundert, bedingungslos tut, was von ihm verlangt wird (etwa im „Parteiauftrag“ den Arbeitsplatz zu wechseln), und der sich nicht als Chronist versteht, sondern als Interessenvertreter „der arbeitenden Schichten“. Dazu gehörte offenbar, Dokumente der Bewegung und Reden der führenden Kader zu veröffentlichen sowie die „ideologische Auseinandersetzung“ zu suchen. Während Norden stolz war, wenn das „feindliche Echo“ nicht „lange auf sich warten“ ließ, hatte er keine Probleme, über „stilistische Mängel“ großzügig hinwegzusehen (Norden 1981: 55, 80, 89, 101, 133, 135).

3.2 Die Aufbaugeneration

Allein hätte die Gründergeneration die Redaktionsstuben nach 1945 nicht füllen können. Um zu verstehen, warum auch für den Journalismus junge Leute rekrutiert werden mussten, die aus dem Krieg zurückkamen oder wenigstens in der Hitlerjugend waren, genügt ein Blick auf die Personaldecke der KPD. War es schon in der Weimarer Republik nötig, Amateure wie Albert Norden zu Chefredakteuren zu machen, hatte die Partei jetzt erstens weit mehr Posten zu besetzen und zweitens in der Zeit des Faschismus viele ihrer besten Kräfte verloren. Dies erklärt die steilen Karrieren der Aufbaugeneration – von Menschen aus einfachen Verhältnissen, geboren meist in den 1920er Jahren, die nach Nationalsozialismus und Krieg einen Neuanfang wollten, dafür zunächst in Antifa-Gruppen oder in der FDJ mitmachten, bald in eine der Parteien eintraten und im Osten eine Aufstiegschance bekamen, von der sie vorher nicht einmal geträumt haben dürften. „Der Sozialismus war für mich eine Möglichkeit, im Geschichtsbuch ein neues Kapitel aufzuschlagen. Ohne Krieg, ohne Nazismus“, sagte Arnolf Kriener (Jahrgang 1929) im Interview. Die Entscheidung für eine der Parteien fiel dabei oft nicht schwer. Im Umfeld von Kriener, der aus einem christlichen Elternhaus kam, war die SED „viel aktiver“ als die CDU „und kümmerte sich um die Jugend“.

Den Wunsch, eine neue Gesellschaft aufzubauen und sich dafür auch politisch zu engagieren, gab es natürlich nicht nur im Osten Deutschlands. Gerade für Kinder von

Arbeitern und Angestellten muss das Aufstiegsangebot dort aber verlockend gewesen sein. Der Wehrmachtsdeserteur Eberhard Heinrich (Jahrgang 1926), zunächst für die KPD im Westen aktiv, begründete seine Übersiedlung 1946 im Interview mit den „Studienmöglichkeiten“ und der Aufbruchstimmung in der sowjetischen Zone. Dazu dürfte auch gehört haben, dass ihm Parteichef Wilhelm Pieck persönlich nach einem FDJ-Lehrgang die Idee „schmackhaft“ machte, als Volontär zum „Vorwärts“ zu gehen. „Das klingt heute abenteuerlich, aber so war Pieck und so war auch die Zeit.“ Wie Heinrich zum Journalismus kam, ist typisch für die Aufbaugeneration: Er hatte an der Wandzeitung Talent gezeigt und wurde „ins kalte Wasser“ geworfen – ohne fachliche Ausbildung, ohne genaue Vorstellungen vom Beruf und folglich auch ohne den festen Willen, genau das zu machen. „Ich ging nicht in den Osten, um Journalist zu werden. Ich war einfach neugierig und wissbegierig. Ich wollte lernen, studieren, mitmachen. Vom Beruf des Journalisten hatte ich wenig Ahnung.“ Naturtalente fanden sich beim Agitieren, bei Lehrgängen für Jugend- oder Volkskorrespondenten oder im „Eingesandten“ (Briefe und Artikel, zum Beispiel in der Betriebszeitung). Wenn zum Talent noch Ehrgeiz kam und die Herkunft sowie die politische Einstellung passten, dann wurde der Aufbaugeneration sehr schnell sehr viel Verantwortung übertragen. Heinrich war mit Mitte 30 de facto der führende Kopf des SED-Zentralorgans, und der Neulehrer Heinz Florian Oertel (Jahrgang 1927) stieg in wenigen Jahren zum führenden Sportreporter des Landes auf.

Dass der Wunsch nach einem „astreinen“ Hintergrund („Arbeiterkind und keine Westverwandtschaft“, Günter Böhme im Interview) das Potenzial für journalistische Spitzenleistungen genauso einschränkte wie die Notwendigkeit, in kurzer Zeit viele Stellen zu besetzen, liegt auf der Hand. Eifrige junge Leute, angeleitet von Genossen, die sich zwar in der Parteilarbeit, in der Agitation und im Kampf gegen den Faschismus bewährt hatten, aber kaum speziell auf ein ganz neues Mediensystem vorbereitet waren: Die sowohl vom Publikum als auch von der SED-Führung beklagte schlechte Qualität des Journalismus in der frühen DDR hat in dieser Konstellation eine Ursache. Der Nachwuchs stützt dabei Bourdieus These, dass der Habitus bei der Personalsuche eine wichtige Rolle spielt. Die Gründer wählten vor allem Menschen aus, die ihnen ähnlich waren. Heinrich, Kriener und Oertel kamen genauso aus dem Arbeiter- und Angestelltenmilieu wie die ND-Chefredakteure und Politbüromitglieder Schabowski (1929) und Herrmann (1928).

Dazu kommen drei weitere (deutlich kleinere) Gruppen: Funktionärskinder wie Klaus Huhn (Halbbruder von Werner Eberlein), jüdische Flüchtlinge wie Heinz Geggel (1921), der 1936 emigrierte, auf Kuba zur kommunistischen Partei fand und 1973 bis 1989 die ZK-Abteilung Agitation leitete, sowie Antifa-Schüler aus der Sowjetunion wie Hans Modrow, Heinz Adameck (1921), in der DDR von 1954 bis 1989 für das Fernsehen zuständig, oder der Wehrmachtsoffizier Kurt Blecha (1923), der fast genauso lange (1958 bis 1989) das Presseamt beim Vorsitzenden des Ministerrates leitete. Neben der „richtigen“ Herkunft, dem Bekenntnis zum Sozialismus, einer Talentprobe und einem schnellen Aufstieg gehören zu einer typischen Journalistenlaufbahn in der Aufbaugeneration ein Fernstudium an der Leipziger Fakultät für Journalistik, Parteischulbesuche (für bestimmte Stufen der Karriereleiter unumgänglich) und eine erstaunliche Kontinuität – keineswegs nur bei Adameck oder Blecha. Heinz Florian Oertel war fast vier Jahrzehnte Sportredakteur beim „Berliner Rundfunk“ und Klaus Huhn genauso lange Leiter der ND-Sportredaktion. Diese Muster gelten auch für die kleinen Blockparteien. Die wie Oertel und Huhn für diese Studie befragten Gerhard Fischer (Jahrgang 1925), Werner Fahlenkamp (1929) und Christoph Funke (1934) zum Beispiel arbeiteten

von Ende der 1950er bis Ende der 1980er Jahre für das LDPD-Zentralorgan „Der Morgen“ (Fischer und Fahlenkamp dabei von Anfang an als Führungsduo und Funke sehr bald als Kulturchef).

Die soziale Mobilität in den Medien unterschied sich damit kaum von anderen Bereichen der Gesellschaft: Die früh auf beispiellose Weise Emporgekommenen fühlten sich der DDR verpflichtet und schluckten so nicht nur persönlich Kritik herunter, sondern blockierten zugleich die Nachfolgenerationen. Wo sollte ein Berufsanfänger mit allem Ehrgeiz hin, wenn es in seiner Vorstellungswelt nur einen Fernsehleiter gab, einen ND-Sportchef und einen großen Sportreporter?

Dass das politische Engagement für die Aufbaugeneration am Anfang stand und der Redaktionsposten eine (eher zufällige) Folge von Talent und Personalbedarf war, blieb für das Selbstverständnis dieser Journalisten nicht ohne Folgen. „Parteiarbeit“ hieß die Idee, die Klaus Raddatz (1971 bis 1977 Chefredakteur der „Jungen Welt“) mit dem Beruf verband. Da vor allem die älteren Generationsvertreter auch den Wunsch gehabt haben dürften, das eigene Verhalten im Krieg und im Dritten Reich zu vergessen, wurden Gründer wie Albert Norden bedingungslos als Vorbilder akzeptiert. „Ein großartiger und welterfahrener Publizist und Politiker“, sagt Eberhard Heinrich noch heute über seinen Chef in der Agitationskommission. Nordens Schriften seien „Kult“ gewesen. „Auf Respekt musste er nicht bedacht sein, nach seinem Wirken in der Weimarer Republik und im Widerstand, in Illegalität und Exil.“

So wie die Aufbaugeneration in den Beruf hineinrutschte (über Begabung und den Wunsch „der Partei“), sind einige Journalisten später in die Parteiapparate oder in die Agitationsbürokratie gewechselt. Wenn man weiß, wie wichtig Ideologie in der DDR war, dann verwundert es nicht, dass außergewöhnliche journalistische Talente auch in der Politik Karriere machen konnten. Dies gilt letztlich für alle Parteien, obwohl der Machtanspruch außerhalb der SED natürlich Grenzen hatte. In der LDPD wurde Rudolf Agsten (Jahrgang 1926) vom Chefredakteur der „Liberaldemokratischen Zeitung“ (1948 bis 1953) zum Dauervorsitzenden der Volkskammerfraktion (1954 bis 1989), und Günter Schabowski hat sein „Vorzugsverhältnis“ zu Erich Honecker und den Sprung ins Politbüro im Interview Mitte 2010 ausdrücklich auf seine „journalistische Qualifikation“ zurückgeführt.

3.3 Die jüngeren Generationen

Die Zwischengeneration beginnt im Journalismus bei den Geburtsjahrgängen um 1935 und damit etwas früher als in der eingangs zitierten Generationenfolge. Wer sich Mitte der 1950er Jahre (und erst recht dann später) entschied, in der DDR Journalist zu werden, wusste im Gegensatz zur Aufbaugeneration, worauf er (oder sie) sich einlässt, und fand außerdem viel klarere Strukturen für den Berufseinstieg vor als die etwas älteren Kohorten. Spätestens die ab 1940 Geborenen durchlaufen dann die „typische DDR-Karriere“ (Boyer 2005: 150): Abitur, Wehrdienst (für die Männer), Volontariat, Eintritt in eine der Parteien, vier Jahre Direktstudium am Roten Kloster, im vorletzten Jahr ein Gespräch mit der Einsatzkommission, die von der ZK-Abteilung Agitation nach Leipzig geschickt wurde, Redakteursstelle – dort, wo man offenbar gebraucht wurde.

Natürlich war das Leben bunter, als es jede Karriereschablone suggeriert. Es gab auch in der DDR Redakteure ohne Studium und in Leipzig Studenten ohne „richtiges Volontariat“ (wie der spätere Dozent Wolfgang Tiedke, Jahrgang 1950, der allerdings den Vorzug hatte, aus dem kommunistischen Adel zu stammen). Dazu kamen nach wie vor Fernstudenten, Schauspiel- und Rundfunkschüler sowie Seiteneinsteiger – vor allem im Kulturreisort. Die Theaterkritiker Christoph Funke und Dieter Kranz (beide 1934 ge-

boren) studierten bei Hans Mayer in Leipzig Germanistik, der Filmkritiker (und spätere Chefredakteur der „Jungen Welt“) Hans-Dieter Schütt (1948) war in der gleichen Stadt an der Theaterschule, und die ND-Literaturkritikerin Irmtraud Gutschke (1950) ist eine promovierte Slawistin. Ganz unabhängig von solchen Farbtupfern: Der Journalismus wurde in der DDR spätestens ab Mitte der 1950er Jahre zu einem Beruf, auf den man schon in der Schulzeit hinarbeiten konnte (zum Beispiel als Volkskorrespondent), der mehr als begehrt war, so erhebliches Distinktionspotenzial hatte und auf den man dann zumindest handwerklich auch sehr gut vorbereitet wurde. Axel Kaspar (Jahrgang 1939), ab 1979 Moderator des TV-Magazins „Prisma“, „wollte seit der achten Klasse Sportreporter werden“. Als größtes Hindernis nannte er im Interview die Studienzulassung („eine scharfe Auslese“).

In Leipzig lernten die Studenten, Seiten und Beiträge zu bauen und mit der Sprache umzugehen. „Journalistisches Handwerk, das wurde in Leipzig intensiv gemacht“, sagte ein Nachrichtenmann, der dort Anfang der 1980er Jahre studierte, heute eine öffentlich-rechtliche Nachrichtenredaktion leitet und deshalb anonym bleiben wollte. „Wie baue ich eine Nachricht auf? Was ist der Unterschied zwischen Konjunktiv I und Konjunktiv II? Davon profitiere ich immer noch.“ Dass Sportreporter Oertel das Vorbild für den Nachwuchs war, ein Mann, der die Tugenden des Unterhalters mit Begeisterung für den DDR-Sport verband und Propaganda-Themen mied („ich habe nicht einen politischen Kommentar geschrieben“), erklärt zumindest teilweise, warum sich die Persönlichkeitsmerkmale der Berufsanfänger und ihre Motive nicht sehr von dem unterscheiden, was man heute von angehenden Journalisten hört: reisen wollte man und vielleicht berühmt werden, interessante Leute kennen lernen, schreiben und sich dabei mit dem beschäftigen, was einen schon immer interessiert hat (etwa mit dem Sport oder mit der Literatur). „Vor meinen Augen stand nie ein Nachrichtenredakteur. Eher der Sportreporter, der die Welt sieht und vielleicht auch der DDR entflieht. Der einfach andere Sachen macht als ein normaler Bürger.“ Erst als Volontär wurde diesem Mann klar, dass Journalismus in der DDR ein „politischer Beruf“ war.

Das Material legt die Vermutung nahe, dass sich die Qualität des DDR-Bekenntnisses veränderte – von der bedingungslosen Unterstützung des Projekts DDR in den Geburtsjahrgängen, die Faschismus und Nachkriegsnot erlebt hatten, zum Lippenkenntnis bei denen, die in scheinbar stabilen und sich entspannenden politischen Verhältnissen sowie in relativem Wohlstand aufwachsen konnten und wie der Nachrichtenredakteur schon als Kind gelernt hatten, „wie man sich als DDR-Bürger bewegt“. Der Journalismus blieb ein Aufsteigerberuf, der neben den Nachkommen der Aufbaugeneration (die das Ja zum Sozialismus gewissermaßen mit der Muttermilch aufsaugen konnten) und dem Milieu der kleinen Funktionäre und Angestellten weiter auch Kinder aus einfachen Verhältnissen anzog – Talent und DDR-Bekenntnis vorausgesetzt.

4. Ergebnisse II: Feld und Habitus

4.1 *Feld*

Journalisten waren in der DDR Teil des politischen Feldes. Dies erklärt zwar die Durchlässigkeit zwischen Redaktionen und Parteiführungen und brachte eine gewisse Nähe zu den Entscheidern mit sich, bedeutet aber zugleich, dass am Machtpol immer die Politiker standen. Das bedeutet: Im Zweifel wurde nicht das veröffentlicht, was journalistisch geboten war (etwa: Informationen zur Orientierung in einer komplexen Gesellschaft), sondern was den gerade aktuellen Zielen des jeweiligen Herausgebers am besten zu helfen schien. Das Wort „schien“ ist dabei mit Bedacht gewählt. Die Parteiführer

mögen sich mit der Politik ausgekannt haben (was hier nicht entschieden werden soll), aber kaum mit der Medienlogik.

Das Gewicht der politischen Logik wurde durch die Herkunft der Journalisten und das gemeinsame Grundinteresse (pro Sozialismus) noch verstärkt: Gründer, die von ihrem Fach das verstanden, was man in der KPD- und in der Exilpresse lernen konnte, und eine Aufbaugeneration, die mit dem diffusen Wunsch angetreten war, die Gesellschaft zu verändern, sich plötzlich in einem Verlag oder in einer Rundfunkanstalt wiederfand und „die Alten“ für das Nonplusultra hielt. Beide Generationen sahen die DDR als ihr Lebenswerk, das es zu verteidigen galt (auch weil sie ahnten, dass ihnen kein anderer deutscher Staat eine ähnliche Position geboten hätte). Im Zeitverlauf verschoben sich allerdings die Gewichte zwischen politischer und journalistischer Logik – mit den jüngeren Generationen, für die die DDR eine Selbstverständlichkeit war, die handwerkliches Können in die Redaktionen brachten und (mit etwas Glück) Dozenten wie Wolfgang Tiedke getroffen hatten, die mit ihnen über die Rolle des Journalismus nachdachten, „zunächst einmal ganz unabhängig von dem, was Partei und Regierung verlangen“. Egal, welche Ausbildung der Einzelne aber auch durchlief: Der Journalismus wurde überall als politischer Beruf verkauft. Auch Tiedke sagte im Interview, er habe sich nicht als Wissenschaftler oder Lehrer gesehen, sondern in erster Linie „als Politiker“.

Welche Folgen die Dominanz des Politischen für den Arbeitsalltag der Journalisten hatte, ist in der Literatur dokumentiert (vgl. Holzweißig 2002). Was bei den Redakteuren mit einem Anruf aus der Abteilung Agitation oder aus dem Presseamt endete, begann viel weiter oben – in den 1980er Jahren bei SED-Agitationssekretär Herrmann, der jeden Tag mit seinem Stab an Meldungen der Nachrichtenagentur ADN, an den ND-Titelseiten und an der „Aktuellen Kamera“ (AK) bastelte und sich dabei ängstlich fragte: „Was wird der Erich dazu sagen?“ (Günter Böhme, ab 1980 Mitglied der SED-Agitationskommission, im Interview). Werner Micke (Jahrgang 1930, ab 1971 stellvertretender ND-Chefredakteur) sagte, er habe die Seitenspiegel des Zentralorgans sogar auf Auslandsreisen mitgenommen, um sie dem Generalsekretär vorlegen zu können. Der direkte Zugriff der Parteispitze machte ND, AK und ADN zu Leitmedien. Was hier stand, hatte den Segen von ganz oben und konnte gefahrlos verwendet werden.

Da die Politik die Ausdifferenzierung eines (autonomen) Feldes verhinderte, lassen sich Journalisten in der DDR am besten mit der PR-Abteilung in einem großen Unternehmen vergleichen. Klaus Merten (2008) hat Public Relations als „Differenzmanagement zwischen Fakt und Fiktion“ definiert und PR-Fachleute als „professionelle Konstrukteure fiktionaler Wirklichkeiten“ beschrieben, die danach streben, „Sachverhalte stets in positiver Tönung“ darzustellen – letztlich mit dem Ziel, „die Wahrnehmung der Öffentlichkeit in ihrem Sinne zu manipulieren“. In der DDR sollten die Medien die Interessen der Herrschenden unterstützen – in der Auseinandersetzung mit dem Westen und im Kampf um die Köpfe der eigenen Bürger. Weil sich diese Interessen mit der innen- und außenpolitischen Situation änderten, haben die Journalisten die Anweisungen nicht nur als Gängelei erlebt, sondern auch als Hilfe. Hier gab es Hintergrundinformationen, hier erfuhr man, wie die Führung die Lage sah und nach welchen Kriterien die eigene Arbeit in der nächsten Zeit bewertet werden würde. Axel Kaspar meinte im Interview, dass „die ZK-Materialien“ nirgendwo so aufmerksam gelesen worden wären wie in der „Prisma“-Redaktion. „Wo werden Probleme benannt? Wo kann man etwas machen, was man bisher nicht durfte?“ Schlimmster Fehler war ein Lob aus dem Westen. „Ich habe erlebt, wie ein Artikel erst Beitrag des Monats wurde und mir 50 Mark brachte und plötzlich das schlimmste Elaborat war“, sagte Wolfgang Tiedke, damals bei der „Leipziger Volkszeitung“. Anlass für den Stimmungswechsel: ein Zitat in der Westpresse, das

die Aufmerksamkeit der „führenden Genossen“ auf das Blatt lenkte. Dem Gegner keine Munition liefern: Ein besseres Argument gegen eine Veröffentlichung (und damit gegen die journalistische Logik) gab es nicht.

Der Verzicht auf ein Feld, das Informationen nach professionellen Kriterien verarbeitet, und die Position der Journalisten in der politischen Hierarchie führten dazu, dass die Anleitung der Medien immer rigider wurde. In vielen Interviews ist das Anziehen der Daumenschrauben mit der Person von Joachim Herrmann verbunden worden, der 1978 ZK-Agitationssekretär wurde und dem Vergleich mit den Übervätern aus der Gründergeneration offenbar weder menschlich noch intellektuell standhalten konnte. Der Fehler dürfte allerdings weniger in der Person Herrmann gelegen haben, sondern im System. Was vielleicht funktionieren konnte, solange sich die Welt in Schwarz (Bundesrepublik) und Weiß (sozialistisches Lager) teilen ließ, musste in der komplexen innen- und außenpolitischen Konstellation der 1970er und 1980er Jahre scheitern. Kann ein Staat überleben, in dem die Führung in einem ausländischen TV-Programm live Demonstrationen verfolgt und anschließend die entsprechende Meldung der eigenen Nachrichtenagentur redigiert (vgl. Bachmann 1995: 249f.)?

4.2 *Habitus*

Journalisten waren in der DDR nicht irgendwer: Sie gehörten zum politischen Feld und hatten dort einen direkten Draht zum Pol der Macht. Wo sich der Parteichef persönlich für den Volontär interessiert (wie Wilhelm Pieck für Eberhard Heinrich) oder laufend Meldungen redigiert und sogar schreibt (wie Erich Honecker), da kann die eigene Arbeit nicht unwichtig sein. Das Kontroll- und Anleitungssystem dürfte das Gefühl der subjektiven Bedeutung dabei noch verstärkt haben. Entscheider und Berichterstatter waren sich nicht nur in der Politik sehr nahe. Theater- und Literaturkritiker sahen sich als Teil des Kulturbetriebes und die Sportreporter fühlten sich dem Sport verpflichtet. „Wir haben immer versucht, das Positive zu fördern“, sagte Volker Kluge, 1980 bis 1993 Sportchef der „Jungen Welt“. „Wir haben uns nicht als Kontrolleure der Sportler gesehen, sondern als Partner. Alle in einem Boot.“ Was gerade lief, wusste man in diesem Boot auch ohne Recherche – weil es einem die Funktionäre sagten oder weil man (wie am Ende Kluge) selbst Funktionär war. Vor allem die jüngeren (in Leipzig ausgebildeten) Journalisten hatten deshalb nach der Wende kaum Probleme, Texte zu schreiben und zu bearbeiten, sondern eher die entsprechenden Informationen zu beschaffen (vgl. Schneider et al. 2000). In einer PR-Abteilung liefert so etwas die Unternehmensleitung.

Genau wie bei den Kollegen im Westen war die Zufriedenheit mit dem Beruf sehr hoch. Neben dem sozialen Aufstieg und den Gründen, die man aus der Journalismusforschung kennt (Kreativität, Abwechslung, Verantwortung, vgl. Meyen 2009), dürfte hier auch der privilegierte Zugang zu Informationen eine Rolle gespielt haben. Dass man mehr wusste, als veröffentlicht werden durfte, hat zwar einerseits Frust ausgelöst, andererseits aber hoben sich Journalisten dadurch genauso von ihren Mitmenschen ab wie durch die Möglichkeit, vielleicht in den Westen fahren zu können. Vor allem bei den Jüngeren war das Ausland ein wichtiges Berufsmotiv. Reisen und Informationen: Beides konnte man in der DDR nicht mit Geld aufwiegen. Dazu kommt, dass die klassischen Berufsvorstellungen nicht auszurotten waren – das Klischee vom Reporter, der herumkommt, mit den Mächtigen spricht und dazu seine Meinung äußert. Zum einen wurde dieses Bild von Männern wie Heinz Florian Oertel kultiviert, und zum anderen waren solche Journalisten auch sonst präsent: in der Erinnerung der Alten, in Filmen aus dem Westen und nicht zuletzt auf dem Bildschirm daheim.

Die meisten DDR-Journalisten sahen sich allerdings nicht als neutrale Berichterstatter, sondern als Politiker, als Anwalt des Sozialismus und der DDR sowie als Lehrer. „Ich wollte schon aufklären“, sagte „Wochenpost“-Chefredakteurin Brigitte Zimmermann im Interview. Volker Kluge glaubt im Rückblick, „einen Lehrauftrag erfüllt“ zu haben, und Christoph Funke meint „immer noch“, dass ein Theaterkritiker „diese wunderschöne Kunst unter die Menschen bringen sollte“. Solche Wirkungsvorstellungen passen zum Stellenwert, den die Politiker den Medien zuschrieben, und dürften das Selbstbewusstsein der Journalisten zusätzlich gestärkt haben. Wenig ausgeprägt war dagegen der Aufstiegswunsch – auch, weil man den Kollegen nicht befehlen wollte. Arbeitsplatzsicherheit, großzügige Personalausstattung und fehlende Vergleichsmöglichkeiten (für jede Zielgruppe und für jedes Thema gab es eigentlich nur ein Angebot) führten zu einer Art Beamtenmentalität mit eingebauter Rückversicherungsschleife, die zu dem Bild „PR im Unternehmen DDR“ passt und auch erklärt, warum die meisten Befragten sagten, keine Konkurrenz gesehen zu haben. Während die Beobachtung der Kollegen im journalistischen Feld der Gegenwart zur Berufsroutine gehört (weil man sonst weder die eigene Position kennt noch die Kriterien, nach denen Reputation gerade verteilt wird), war diese Form der Selbstkontrolle in der DDR nicht nötig, da dort Politiker die Regeln machten und auch entschieden, was guter Journalismus war. Zugleich hatten viele der Befragten ein starkes Interesse an ihrem Gegenstand und fühlten sich durch ihr Publikum stimuliert. TV-Sportredakteur Gottfried Weise (Jahrgang 1944) sagte, er habe mit seinem „Fußball-Panorama“ vor allem den Zuschauern im Tal der Ahnungslosen etwas bieten wollen, was es sonst nicht gab. Da solche ungewöhnlichen Produkte keine Selbstläufer waren (Weise brauchte einen Helfer, der den Politbetrieb von innen kannte), ist im Habitus der DDR-Journalisten Professionalität auch mit Mut verbunden. Wo es keine eindeutigen Selektionskriterien gibt, weil sich die Interessen der Herrschenden im Detail immer wieder ändern können, ist das Risiko für den Einzelnen mit eingebaut.

5. Fazit

Das journalistische Feld in der DDR wurde in jeder Hinsicht von der Politik dominiert und hat deshalb Strukturen und eine Logik entwickelt, die sich nur schwer mit dem Redaktionsalltag der Gegenwart vergleichen lassen. Die Regeln, nach denen in diesem Feld gespielt wurde, sind nach 1945 von der Gründer- und der Aufbaugeneration definiert worden – von Menschen, die neben den Erfahrungen aus der Kampfpresse einer Partei ein politisches Ziel mitbrachten (Sieg des Sozialismus), bis 1989 am Machtpol blieben und so auch die Standards für die nachfolgenden Generationen setzten. Da Journalisten in der DDR in den Hierarchien ihrer Parteien oder Organisationen immer den politischen Führern untergeordnet waren, konnte sich kein autonomes journalistisches Feld herausbilden. Die Regeln für die Veröffentlichung sowie für die Bewertung journalistischer Leistungen wurden vielmehr stets von der Politik gesetzt. Gut war, was den gerade aktuellen Interessen der Herrschenden zu nützen schien, und schlecht, was dem Klassenfeind in die Hände spielen konnte. Wenn man will, kann man das Scheitern der DDR auch als Plädoyer für funktionale Differenzierung lesen. Ohne ein Feld, das Informationen nach professionellen Kriterien bearbeitet, sind Kommunikation und damit Integration in komplexen Gesellschaften nicht zu gewährleisten.

DDR-Journalisten waren einerseits privilegiert (weil sie den Mächtigen nah waren, mehr Informationen als die Bevölkerung hatten und sich in den Grenzen selbst wirklichen konnten, die durch die fehlende Feldautonomie gesetzt wurden), andererseits aber auch in einer schwierigen Situation, weil es keine professionellen Kriterien für die

Orientierung im Feld gab. Da man sowohl die Bedürfnisse des Publikums kannte als auch die Erfordernisse des journalistischen Handwerks, musste die (immer rigider werdende) Bevormundung Frust auslösen. Dies gilt besonders für die Journalisten, die an der Leipziger Universität ausgebildet wurden und aus ganz ähnlichen Gründen in den Beruf gegangen waren wie junge Menschen heute – weil sie sich für ein Themengebiet interessierten und glaubten, das nötige Talent für die Arbeit in den Medien mitzubringen. Die Privilegien, das für diese Arbeit nötige DDR-Bekenntnis und die Disziplinierungsmacht der älteren Generationen waren aber offenbar stärker. Anders ist nicht zu erklären, dass die Welle der gesellschaftlichen Veränderungen von 1989 erst ganz zum Schluss in den Redaktionen und damit in der Massenmedienöffentlichkeit ankam.

Die Strukturen des journalistischen Feldes in der DDR helfen zugleich zu verstehen, welche Probleme es beim Übergang in das journalistische Feld der Bundesrepublik gab (fehlende Recherchequalitäten, Ablegen des Selbstverständnisses als Politiker, Anwalt und Lehrer) und warum dieser Übergang trotzdem weitgehend reibungslos verlaufen konnte. Neben der handwerklichen Ausbildung (produzieren und gestalten) und persönlichen Voraussetzungen brachten die DDR-Journalisten die Erfahrung mit, dass man in der Redaktion über alles diskutieren kann (nicht nur beim „Morgen“ oder bei „Prisma“, sondern auch bei „Radio DDR“ und beim „Neuen Deutschland“) und welche Folgen es hat, wenn die Politik die Regeln diktiert.

Literatur

- Arendes, Cord; Buchstein, Hubertus (2004): Politikwissenschaft als Universitätslaufbahn: Eine Kollektivbiographie politikwissenschaftlicher Hochschullehrer/-innen in Deutschland 1949-1999. In: Politische Vierteljahresschrift, 9-31.
- Bachmann, Ralf (1995): Ich bin der Herr – und wer bist Du? Ein deutsches Journalistenleben. Berlin.
- Blaum, Verena (1985): Ideologie und Fachkompetenz. Das journalistische Berufsbild in der DDR. Köln.
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1998): Vom Gebrauch der Wissenschaft. Konstanz.
- Boyer, Dominic (2005): Spirit and System. Media, Intellectuals, and the Dialectic in Modern German Culture. Chicago.
- Bude, Heinz (2005): Qualitative Generationenforschung. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Reinbek, 187-194.
- Czepuck, Harri (1999): Meine Wendezeiten. Berlin.
- Dengler, Gerhard (1989): Zwei Leben in einem. Berlin.
- Ehmig, Simone (2000): Generationswechsel im deutschen Journalismus. Freiburg.
- Feldmann, Klaus (2006): Das waren die Nachrichten. Berlin.
- Fensch, Eberhard (2003): So und nur noch besser. Wie Honecker das Fernsehen wollte. Berlin.
- Friedmann, Ronald (2007): Ulbrichts Rundfunkmann. Eine Gerhart-Eisler-Biographie. Berlin.
- Gerstner, Karl-Heinz (1999): Sachlich, kritisch, optimistisch. Eine sonntägliche Lebensbetrachtung. Berlin.
- Hanitzsch, Thomas (2007): Die Struktur des journalistischen Feldes. In: Altmeyden, Klaus-Dieter; Hanitzsch, Thomas; Schlüter, Carsten (Hrsg.): Journalismustheorie: Next Generation. Wiesbaden, 239-260.
- Holterman, Angelika (1999): Das geteilte Leben. Opladen.
- Holzweißig, Gunter (1985): Massenmedien in der DDR. Berlin.
- Holzweißig, Gunter (2002): Die schärfste Waffe der Partei. Köln.
- Huhn, Klaus (2009): Nebenzeuge in Sachen ND. Berlin.
- Jandura, Olaf; Meyen, Michael (2010): Warum sieht der Osten anders fern? In: Medien & Kommunikationswissenschaft 58(2), 208-226.

- Jones, Diana K. (2001): Researching Groups of Lives. In: *Qualitative Research*, 1(3), 325-346.
- Kluge, Ulrich; Birkefeld, Steffen; Müller, Silvia (1997): Willfähige Propagandisten. MfS und Bezirksparteizeitungen. Stuttgart.
- Mählert, Ulrich (2009): *Kleine Geschichte der DDR*. München.
- Malycha, Andreas; Winter, Peter Jochen (2009): *Die SED*. München.
- Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, 157-185, 309-330.
- Merten, Klaus (2008): Zur Definition von Public Relations. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 56(1), 42-59.
- Meyen, Michael (2009): Das journalistische Feld in Deutschland. In: *Publizistik*, 323-345.
- Niethammer, Lutz (1994): Erfahrungen und Strukturen: Prolegomena zu einer Geschichte der Gesellschaft der DDR. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen; Zwahr, Hartmut (Hrsg.): *Sozialgeschichte der DDR*, 95-115.
- Norden, Albert (1981): *Ereignisse und Erlebtes*. Berlin.
- Pannen, Stefan (1992): *Die Weiterleiter. Funktion und Selbstverständnis ostdeutscher Journalisten*. Köln.
- Reck, Roland (1996): *Wasserträger des Regimes. Rolle und Selbstverständnis von DDR-Journalisten vor und nach der Wende 1989/90*. Münster.
- Reichert, Steffen (2000): Transformationsprozesse: Der Umbau der LVZ. Münster.
- Schneider, Beate; Schönbach, Klaus; Stürzebecher, Dieter (1993): *Journalisten im vereinigten Deutschland*. In: *Media Perspektiven*, 353-382.
- Schneider, Beate; Möhring, Wiebke; Stürzebecher, Dieter (2000): *Ortsbestimmung. Lokaljournalismus in den neuen Ländern*. Konstanz.
- Schneider, Beate; Stürzebecher, Dieter (1999): *Wenn das Blatt sich wendet. Die Tagespresse in den neuen Bundesländern*. Baden-Baden.
- Schubert, Renate (1992): *Ohne größeren Schaden? Gespräche mit Journalistinnen und Journalisten der DDR*. München.
- Schüle, Annegret; Ahbe, Thomas; Gries, Rainer (Hrsg.) (2006): *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive*. Leipzig.
- Spielhagen, Edith (1993): *So durften wir glauben zu kämpfen ... Erfahrungen mit DDR-Medien*. Berlin.
- Steul, Willi (Hrsg.) (1996): *Genosse Journalist*. Mainz.
- Weischenberg, Siegfried; Löffelholz, Martin; Scholl, Armin (1994): *Journalismus in Deutschland II: Merkmale und Einstellungen von Journalisten*. In: *Media Perspektiven*, 154-167.
- Weischenberg, Siegfried; Malik, Maja; Scholl, Armin (2006): *Souffleure der Mediengesellschaft*. Konstanz.
- Wilke, Jürgen (Hrsg.) (2007): *Journalisten und Journalismus in der DDR*. Köln.
- Wilke, Jürgen (2011): *Autobiographien als Mittel der Journalismusforschung*. In: Jandura, Olaf; Quandt, Thorsten (Hrsg.): *Methoden der Journalismusforschung*. Köln (im Druck).